

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Artikel: Erinnerungen an Tolstoi [Fortsetzung]
Autor: Morosow, Wassilij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573021>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

brauchen. Die Geschichte, die man zuerst streng geheim gehalten, wurde bald genug bekannt. Es war in der Tat beschlossen worden, ein so folgenschweres Unternehmen sollte zu einer imposanten öffentlichen Kundgebung ausgestaltet werden. Ein großes Kirchenfest stand bevor, und man fand es angebracht, die Hebung des Schatzes auf diesen Tag zu verlegen. Der Tag war da. Alle Glocken von Compostela läuteten. Die ganze Bevölkerung hatte ihre Häuser verlassen; wohl tausend Soldaten waren auf dem Stadtplatz aufgestellt. Die Erwartung aller hatte den Siedegrad erreicht. Eine Prozession zog feierlich in die Kirche San Roque; an ihrer Spitze marschierten der Generalkapitän und der Schweizer, der in seiner Hand den magischen Rohrstock schwang; direkt hinter ihnen schritt die Meiga, jene galizische Hexe, die den Schatzsucher auf seine Spur geleitet hatte. Zahlreiche Maurer bildeten die Nachhut, mit Werkzeugen zum Aufbrechen des Bodens. Die Prozession betritt die Kirche; sie durchschreitet sie in feierlichem Zuge und befindet sich nun in einem gewölbten Durchgang. Der Schweizer blickt um sich. „Grabt hier!“ ruft er plötzlich. „Ja, grabt hier!“ sagt die Meiga. Die Maurer gehen ans Werk, der Boden wird aufgebrochen, ein schrecklicher Verwesungsgeruch steigt empor... Genug, es wurde kein Schatz gefunden, und meine Warnung an den unglücklichen Schweizer erwies sich als prophetisch. Er wurde ergriffen und in das schreckliche Gefängnis von Santiago geworfen, unter den Verwünschungen

Tausender, die ihn mit Freuden in Stücke gerissen hätten.“

Die Affäre war aber damit noch nicht erledigt. Die politischen Gegner der Regierung ließen sich eine so günstige Gelegenheit nicht entgehen, die Machthaber lächerlich zu machen. In den Cortes wurden die Moderados wegen ihrer Habsucht und Leichtgläubigkeit angegriffen, während die liberale Presse im Fluge die Kunde von der Schatzjagd zu Santiago durch ganz Spanien trug.

Borrow wollte Gewißheit haben über das Schicksal seines Schüglings und schrieb seinem Freunde, dem Buchhändler Ren Romero in Compostela. Dieser erwiderte, er habe den Schweizer auf dessen dringende Bitte in seinem Gefängnis besucht. Doch er habe nichts für ihn tun können. Mol sei auch bald von Santiago weggeführt worden, niemand wisse, wohin. Es habe geheißt, der Gefangene sei auf dem Wege verschwunden...

Damit scheidet der Name des alten Söldners aus dem Buche Borrow's aus, das ähnliche Typen und Schicksale zu Hunderten enthält. Am besten schließen auch wir diesen Bericht mit den Worten des englischen Autors:

„Die Wahrheit ist manchmal fremdartiger als die Fiktion. Findet sich in irgendwelcher Art von Dichtung (the whole cycle of romance) etwas, das wilder, grotesker und trauriger wäre als diese leicht nachzuprüfende Geschichte von Benedikt Mol, dem Schatzgräber von Santiago?“

Dr. Hermann Schoop, Zürich.

Erinnerungen an Tolstoi.

Von Wassilij Morosow (1850—1914).

Nachdruck verboten.

X.

Von Kasan reisten wir nach Samara, von Samara mußten wir wieder hundertdreißig Werst mit Pferden zurücklegen; die Reise dauerte uns zu lang. Nun, Gott sei Dank, endlich kamen wir doch ans Ziel. Wir waren in der Steppe, kein Dorf zu sehen, weder Wald noch Gesträuch, nur Gras und unförmliche Ribitten¹⁵⁾. Vor einer dieser Ribitten machten wir Halt.

¹⁵⁾ die runden, spitzen Baschfirenhütten.

Hier war unsere Nomadenwohnung. Die Sonne stand hoch, sie zeigte zehn oder elf Uhr.

Unsere Ribitta war nicht eng, wir hatten genügend Raum darin. Alexej Stepanowitsch fing an die Sachen auszupacken. Bald brachte man uns zwei große alte Teppiche und einen Filz. Die Teppiche wurden auf dem Fußboden ausgebreitet. Der Filz aber war für Lew Nikolajewitschs Bett gebracht worden. In der

Ribitka war es reinlich, sie war groß wie eine ganze Hütte, sie war kreisförmig gebaut und innen mit Stützen bezogen.

Als Alexej Stepanowitsch mit dem Auspaßen fertig war, sagte Lew Nikolajewitsch mit zufriedenen Blick: „Alexej Stepanowitsch, wie gut wir uns eingerichtet haben! Jetzt wäre es keine Sünde, den Samowar aufzustellen, um die neue Wohnung einzuweihen.“

„Sofort werde ich ihn aufstellen.“

„Ihr aber, Tschernow, Morosow, solltet euch draußen ein bißchen umsehen. Hier gibt es auch viele Kinder.“

Wir aber fühlten uns fremd an diesem Tage, wollten aus der Ribitka nicht hinausgehen, nicht mit einem Stoß hätte man uns hinausgetrieben.

Vor unserer Ribitka standen einige Baschkirenkinder, mit vorgestreckten Hälsen, rasierten Köpfen. Sie lugten neugierig in unsere Ribitka herein, lächelten uns an und liefen darauf unter Lachen davon; sie tuscheln etwas untereinander, laufen wieder herzu, schauen wieder herein und lächeln. Lew Nikolajewitsch wollte mit den Kindern ein wenig plaudern, scherzen, sie aber liefen unter Richern auseinander.

Nach kurzer Zeit kam ein alter Baschkire zu uns herein: mit ergrautem Bart, abraziertem Schnurrbart und einem Mützchen; um den Kopf hatte er noch außerdem eine zusammengedrehte Binde gewickelt, auf der etwas in der Art eines Halbmondes zu sehen war; er war in einen weiten Ueberwurf gehüllt, trug an den Füßen Strümpfe und eine Art Pantoffeln. Mit ihm kam ein Junge, größer als wir und, wie es schien, älter; auch er trug ein Mützchen und einen Mantel, war ebenso beschuht, bestrumpft und bekleidet, nur ohne Kopfpug. Der alte Baschkire trat höflich zu Lew Nikolajewitsch heran, reichte ihm die Hand und fragte ihn dann mit einem Lächeln auf russisch, indem er sich in der Ribitka umsah: „Werdet ihr es hier gut haben? Nicht zu eng?“

„Ja, gut! Mehr Platz brauchen wir nicht.“

Der alte Baschkire lächelte Lew Nikolajewitsch noch einmal zu und sagte, indem er auf Tschernow und mich wies: „Sind das Eure Fürstlein?“

„Nein, nein. Uebrigens, was habt Ihr eigentlich wissen wollen? Ob es meine Kinder, meine Söhne sind? Nein, ich bin noch nicht verheiratet. Das sind meine Schüler. Ich habe im Tulaschen Gouvernement, auf meinem Gut, eine Schule, und aus meiner Schule habe ich zwei Knaben mit mir genommen.“

Wir, Tschernow und ich, saßen beim Teetrinken, sahen uns den alten Baschkiren an und betrachteten mit noch größerem Interesse den jungen Baschkiren, der uns ebenso neugierig musterte. Wir lächelten ihm zu, und er lächelte auch uns zu. Lew Nikolajewitsch bot dem alten Baschkiren Tee an, der Baschkire aber lehnte ab, indem er sagte: „Soeben habe ich mich mit Kumiß sattgetrunken. Ich bin gekommen, um zu sehen, ob ihr es hier bequem habt.“

Er ging mit seinem Knaben fort, und Lew Nikolajewitsch sagte: „Dieser Baschkire ist unser Wirt, er ist der baschkirische Mullah¹⁰⁾, ist reich, hat viel Land, viel Vieh, Schafe und Stuten, und zu ihm kommen viele Leute zur Kur, Kumiß trinken.“

Der Abend kam, die Sonne ging unter, es war warm. Zwei Baschkiren traten zu uns in die Ribitka, brachten etwas in einem ledernen Beutel und sagten in gebrochenem Russisch: „Das — Kumiß! Trinken!“ Drauf gingen sie wieder hinaus.

„Nun wollen wir uns am Kumiß gütlich tun,“ sagte Lew Nikolajewitsch; „Alexej Stepanowitsch, gib die Gläser her!“ Er schenkte die Gläser voll, trank eines davon aus, schmalzte mit der Zunge und rief: „Was für ein Kumiß! Morosow, Tschernow, probiert einmal! Alexej Stepanowitsch, auch du!“

„Ich nachher, Euer Erlaucht.“

„Wozu muß man ihn denn trinken?“ fragte ich.

„Für die Gesundheit.“

„Ich bin auch so gesund.“

„Wirst noch gesünder werden.“

Ich nahm das Glas, nahm einen Schluck, setzte es hin und spie aus.

„Was? Schmeckt er dir denn nicht?“ sagte Lew Nikolajewitsch.

„Er ist so sauer, wie der Abguß von der sauern Milch.“

¹⁰⁾ mohammedanischer Priester.

„So muß er auch sein.“

Ich trank den Rest aus meinem Glas. Tschernow trank einen Schluck, nicht mehr, und spie den ganzen Abend. Lew Nikolajewitsch aber trank noch zwei Glas aus; ihm bekam der Rumik offenbar gut.

Diese Nacht schliefen wir fest, da wir von der Reise ermüdet waren.

XI.

Bald wurden wir mit den Baschkiren vertraut. Jeder, der Lew Nikolajewitsch begegnete, lächelte ihm vergnügt zu und begrüßte ihn. Sogar vier- bis fünfjährige kleine Baschkiren nickten ihm zu, wenn sie ihm begegneten, und riefen: „Fürst Tul!“ (Das bedeutete: „Fürst aus Tula“; die Baschkiren nennen alle Fürsten).

Ich und Tschernow wurden mit den Baschkirenkindern bald bekannt und rechte Kameraden mit ihnen. Wir spielten mit ihnen und badeten besonders viel. Nicht weit von den Ribitten floß das Glükchen Karalik vorbei. Es war nicht breit, aber recht tief. Das Wasser war kalt, und wenn die Hitze groß war, badeten wir mit den Baschkirenkindern fünf-, zuweilen sogar zehnmal am Tage. Die Hitze in der Steppe war schrecklich groß.

Die Kinder kamen und riefen: „Heda, baden!“ Oder sie erblickten uns von weitem und winkten mit der Hand nach dem Glükchen hin. Und wir liefen, eine ganze Schar, zum Glükchen hin, plätscherten im Wasser herum, sprangen vom Ufer hinab, tauchten unter und verbrachten ganze Stunden im Glükchen. Auch Lew Nikolajewitsch kam, um uns zuzusehen. Die Baschkirenkinder zeigten ihm ihre Kunst, sprangen kühn vom Ufer und tauchten tief und weit. Der waghalligste unter den Springern und Tauchern sagte einst zu Lew Nikolajewitsch: „Fürst, heda, dort ist's tief“ — und er zeigte mit der Hand — „dort wollen wir noch tauchen; das Wasser ist tief, rein.“

Lew Nikolajewitsch sagte: „Biel baden ist schädlich.“

„Nein, wir — gewohnt.“

Lew Nikolajewitsch willigte ein, und wir gingen in einer Schar zu der Stelle, wohin uns der Taucher führte. Dort war ein steiler Abhang. Man schaute ins Glükchen wie in einen Abgrund hinunter. Der

Taucher, der sich noch im Gehen entkleidet hatte, warf sein Hemd ab und sagte: „Ich zuerst!“ Er lief eine Strecke zurück, rannte dann Kopf über Hals bis ans Ufer, sprang wie ein Ball in die Höhe und warf sich ins Wasser. Mir stockte der Atem, das Herz blieb mir stehen, ich dachte: „Mit dem ist es aus.“ Nach zwei Minuten tauchte er an einer anderen Stelle empor. Lew Nikolajewitsch sagte nachher zu ihm: „Das Springen ist gefährlich. Behüte Gott, du versiehst dich, überschlägst dich, und du bist tot!“

„Nein, nein, ich weiß, wie man es mit den Füßen machen muß.“

Da bekam auch ich Lust, vom Abhang hinabzuspringen, und Lew Nikolajewitsch, weit entfernt mir abzuraten, unterwies mich, wie man es machen müsse: „Mit den Füßen so, unbedingt so, nicht aber mit dem ganzen Körper, sonst bist du verloren.“

Mir war ohnedies bange; von den Worten Lew Nikolajewitschs aber wurde mir noch bänger. Es war aber nichts zu machen, ich wollte vor den Baschkirenkindern nicht zurückstehen. Ich kleidete mich ebenso wie der kleine Baschkire im Gehen aus und warf auch das Hemd ab. Ich lief vom Ufer zurück und begann gegen den Abhang hin zu laufen, um mich, wie mir schien, in einen Abgrund zu stürzen. Aber plötzlich übermannte mich die Furcht, und ich blieb wie angewurzelt stehen. Ich sah Lew Nikolajewitsch hilfesuchend an. Die kleinen Baschkiren freischten vor Lachen, Lew Nikolajewitsch aber sagte: „Nun, versuch es noch einmal! Geh weiter zurück. Nur mach es mit den Füßen richtig!“

Ich fühlte mich verraten und dachte: „Hier ist mein Tod, und Tschernow wird am Leben bleiben.“ (Tschernow sprang nicht). Aber ich schämte mich, nicht zu springen, weil die Baschkirenkinder mich arg ausgelacht hätten und auch Lew Nikolajewitsch mich gnedt hätte. Zu machen war nichts! Alles eins: Leben oder sterben! Ich ging weiter zurück und stürzte in vollem Lauf zum Ufer, tat einen Sprung, wie mich Lew Nikolajewitsch gelehrt hatte, blieb aber wieder mitsamt dem Sprung am Ufer zurück, ganz verwirrt vor Schreck und halb betäubt. Ich sah wieder nach Lew Nikolajewitsch hin, suchte bei ihm Er-

barmen. Lew Nikolajewitsch aber lächelte und sagte: „Nun, zum dritten Mal!“

Die Baschkirenkinder lachten noch lauter. Ich schämte mich noch mehr, errötete und beschloß bei mir selbst: „Es ist einerlei, leben oder sterben, nur die Schwester tut mir leid.“ Ich lief zum dritten Mal zurück, bekreuzigte mich. Ich blieb stehen und sah Lew Nikolajewitsch an. Er lächelte. Auch die Baschkirenkinder lächelten. Ich betete still: „Herr Jesu, Jesu Christ, steh mir bei!“ Auch das Heiligenbild fuhr mir durch den Sinn; die zappelnden Baschkirenkinder aber schrieen: „Heda, heda, schnell!“

Ich bekreuzigte mich noch einmal, kommandierte: „Eins, zwei, drei!“ fing an zu laufen, machte einen Sprung und flog ins Wasser. Ich wußte nicht, was mit mir geschah; ich kam erst zu mir, als das Wasser mich auf die Oberfläche emporhob. Ich schwamm zu dem senkrechten Ufer hin, stieg ans Ufer, und Lew Nikolajewitsch sagte: „Du bist richtig gesprungen. Nur rate ich euch nicht, hier zu baden; hier ist's gefährlich. Badet lieber dort, wo ihr früher gebadet habt!“

Wir gingen auch nicht mehr dorthin, der Ort war unbequem, und das Wasser war hier sehr kalt.

XII.

Einmal machten wir eine kleine Reise nach der Wolga. Wir fuhren auf der Wolga in einem Boot. Wir fuhren zu dreien: Lew Nikolajewitsch, Tschernow und ich. Die Hitze war unerträglich. Ich sagte zu Lew Nikolajewitsch: „Gut wäre es, wenn man baden könnte! Wie rein das Wasser ist! Ich fürchte aber, es ist tief.“

„Tut nichts,“ sagte Lew Nikolajewitsch, „ziehe dich aus; wir werden dich anbinden, und du wirst ein wenig schwimmen.“

Man band mich an einen Strich fest. Ich glitt hinab. Das Wasser war aber kalt; ich erschrak und wollte ins Boot zurückkehren. Lew Nikolajewitsch aber peitschte mit den Rudern das Wasser, und das Boot zog mich am Strich nach. Ich war in Angst: „Gleich wird der Strich reißen, und ich werde ertrinken, oder ein Fisch wird sich heranstehlen und an mir anbeißen!“

Lew Nikolajewitsch aber lachte und sagte: „Nun, noch ein wenig.“ Bald zog er mich am Strich näher heran, bald ließ er wieder locker. Endlich zog er mich heran und lachte: „Sei, was du für ein Feigling bist!“

„Ja, Feigling,“ sagte ich; „dich sollte man so anbinden und ziehen! Das ist doch nicht so wie bei uns im Teich! Ich meine, du tätest vor Angst heulen.“

Lew Nikolajewitsch lachte laut auf und beschwichtigte mich.

XIII.

Einmal legten wir uns schlafen, nicht früh, gegen zwölf, wie immer. In der Ribitka war es unerträglich schwül. Wir konnten nicht einschlafen. Der ganze Leib juckte uns, wir wußten nicht, aus welchem Grunde, oder waren es Flöhe? Keine Ruhe! Lew Nikolajewitsch warf sich auf dem Pfühl hin und her, wie ein Fieberkranker. Tschernow sagte: „Das ist vor einem Regen.“

Lew Nikolajewitsch erhob sich, setzte sich auf das Bett, nahm eine Serviette vom Tisch und fing an die Fliegen fortzuwedeln. Wir deckten uns bis über die Köpfe zu, stellten uns schlafend und sahen auf Lew Nikolajewitsch hin, durch eine Spalte, mit einem Auge. Wir sicherten fortwährend. Wir hören, wie Lew Nikolajewitsch brummt: „Weiß der Teufel, was das ist! Wenn man sich nur in irgendeinen Eiskeller einlagern könnte!“

Wir barsteten fast vor Lachen. Lew Nikolajewitsch fragte: „Ihr schlaft auch nicht?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Nun, wir schauen Ihnen zu, wie Sie mit den Fliegen umgehen.“

„Mich haben von unten die Flöhe überwältigt, und die Hitze brät mich, von oben her aber beißen mich die Fliegen zutod!“

„Sie sollten sich bis über die Ohren zudecken,“ scherzten wir.

„Hab es versucht. Man schwißt zu sehr.“

Wir, Tschernow und ich, plagten wieder mit einem Gelächter heraus; wir lagen schon längst wie nasse Mäuse da.

„Wißt ihr, was ich mir ausgedacht habe?“ sagte Lew Nikolajewitsch.

„Ich weiß, Sie wollen sich beim Mullah über die Fliegen und Flöhe beschweren,“ unterbrach ich ihn.

„Nein, wir wollen spazierengehen, uns im Morgenwind erfrischen.“

Wir waren damit einverstanden, erhoben uns von unserm Lager und gingen hinaus. Als wir die Ribitten hinter uns hatten, zog Lew Nikolajewitsch das Hemd ab und riet uns, ein Gleiches zu tun. Er zieht die Schultern hoch und reibt sich mit der Hand die Brust. „Gut, ach, gut! Frisch, frei! Wie weit die Welt!“

Ich tat nicht nur wie Lew Nikolajewitsch, sondern zog auch alles übrige ab. Lew Nikolajewitsch lachte. Tschernow aber war so eigensinnig, daß er nicht einmal das Hemd abziehen wollte, er sagte: „Es könnte uns jemand begegnen. Man müßte sich schämen.“

„Warum denn schämen?“ sagte Lew Nikolajewitsch. „Wir sind nackt geboren und gehen nackt herum. Wenn uns aber jemand begegnet, so weiß er, daß er unter dem Hemd ebenso nackt ist wie wir.“

Endlich willigte Tschernow ein und nahm ebenso wie ich alle seine Kleider ab.

Wir gingen recht weit, durchkreuzten die ganze Gegend nach links und rechts, schwanken über dies und jenes, plapperten allerhand und mischten in alles unsere Scherze.

Vor Aufgang der Sonne fing ein frischer Wind zu wehen an. Lew Nikolajewitsch sagte: „Jetzt laßt uns heimwärts wandern. Wie gut haben wir uns durchgelüftet!“

Lew Nikolajewitsch ging in der Mitte, wir schritten ihm zu beiden Seiten. Ich fragte ihn: „Lew Nikolajewitsch, bist du stark? Wenn uns jetzt einer überfallen und berauben wollte, wärest du ihm gewachsen?“

Lew Nikolajewitsch sagte: „Wer wird uns denn berauben, und was kann man uns denn nehmen, wo wir doch nackt einhergehen?“

Plötzlich bemerkten wir einen Menschen. Er ging mit gesenktem Kopfe daher und trug etwas in den Händen. Ich fuhr zusammen, schwieg und stieß Lew Nikolajewitsch an.

Der Mensch kam näher, sah uns mit weit aufgerissenen Augen, wie aus dem Schlaf erwachend, an und blieb versteinert stehen. Der Anblick, der sich ihm bot, muß wohl sehr seltsam gewesen sein. Inmitten von zwei kleinen, vollständig nackten Kindern geht ein großer, bis zu den Hüften nackter Mann daher. Lew Nikolajewitsch verstand sogleich, daß der Mensch erschrocken war, rief ihn an und sagte: „Geh nur, fürchte dich nicht!“

Der Mensch kam zu sich und sagte: „Fürst, ich erschrak. Ich dachte: Welche Erscheinung! Vom Himmel — ein schlechter Mensch — und diese Kleinen — wie Flügel. Ich gehe auf nächtliche Pferdehut — die Stuten melken.“

Lew Nikolajewitsch sagte: „Wir gingen spazieren, frische Luft schöpfen.“

„Ja, das ist gut.“

Wir kamen in unsere Ribitka zurück und schnarchten bald um die Wette. Und als wir erwachten, mußten wir über den Baschkiren lachen, der uns für eine Erscheinung vom Himmel gehalten hatte.

Dieses heitere, lustige Leben im Baschkirenlande währte zwei Monate.

XIV.

Einst saßen wir beim Morgentee, schwanken und scherzten. Plötzlich kommt der Baschkire Carin herein und reicht Lew Nikolajewitsch einen Brief: „Für Euch, Fürst Tull!“

Lew Nikolajewitsch nahm den Brief und öffnete ihn. Er begann ihn für sich zu lesen. Wir sahen Lew Nikolajewitsch gespannt an, neugierig, was er uns eröffnen würde. Der Brief war lang, vier eng beschriebene Seiten. Lew Nikolajewitsch überflog ihn schnell, und plötzlich wurde sein Gesicht finster. Wir wagten nicht zu fragen, was geschehen wäre, sahen aber, daß ihn irgend etwas empörte. Lew Nikolajewitsch las den Brief zu Ende und sagte: „Alexej Stepanowitsch!“

„Was befehlen Euer Erlaucht?“

„Bei uns in Jaknaja Poljana hat sich eine Neuigkeit ereignet.“

„Was, Euer Erlaucht?“

„Dort geht, weiß Gott was, vor. Zu uns sind Gendarmen ins Haus gekommen, Polizisten, sie haben eine Hausdurchsuchung gemacht, alles durchwühlt, alle

meine Bücher, Papiere durcheinander geworfen, eine ganze Zerstörung angerichtet. Das ist schrecklich! Schrecklich! Und was haben sie gesucht? Die Tante haben sie erschreckt, sie aus dem Zimmer gejagt, das Bett durchwühlt. Das ist schrecklich, das ist eine Beleidigung. Ich werde mir das nicht gefallen lassen. Ich werde schreiben, an den allerhöchsten Namen schreiben. Man kann sich das nicht gefallen lassen!“ Und Lew Nikolajewitsch begann empört in der Ribitka auf- und abzugehen, wobei er nur vor sich hinbrummte: „Hm, hm!“

Alexej Stepanowitsch schlug die Augen nieder und sagte nichts.

Lew Nikolajewitsch ging eine Zeit auf und ab, sah dann mich und Tschernow an, aber schon nicht mehr mit dem heitern Lächeln wie sonst, und sagte: „Ach, trinken wir Kumiß, dann wird alles vorübergehen.“

Aber diesmal wollten die Scherze beim Kumißtrinken nicht gelingen. Wir alle wurden düster. Lew Nikolajewitsch aber beruhigte sich allmählich und erzählte uns die Ursache der Hausdurchsuchung. Die Ursache war, daß auf ihn, unserer Jasnopoljaner Schule wegen, der Verdacht irgendeines Staatsverbrechens gefallen war¹⁷⁾.

XV.

Der Tag der Abreise kam heran. Am Tage vorher wurde ein Fuhrwerk für sieben Rubel bis Samara gemietet. Das Fuhrwerk, ein langer Ridwan, stand am Morgen vor unserer Ribitka. Die Baschkiren vom Dorf, alt und jung, hatten sich versammelt, um uns das Geleit zu geben. Alle drängten sich um Lew Nikolajewitsch und sagten: „Fürst, du fährst schnell fort. Ist noch früh, man muß bleiben!“

Lew Nikolajewitsch scherzte mit ihnen, und die Baschkiren sagten unter sich:

¹⁷⁾ Die Hausdurchsuchung war auf Grund einer falschen Anschuldigung erfolgt. Man hatte Tolstoi beschuldigt, revolutionäre Proklamationen gedruckt und verbreitet zu haben. Die Hausdurchsuchung ergab keine Resultate. Dieses Vorkommnis empörte aber Tolstoi sehr und war mit Veranlassung dafür, daß er später gegen die Schule erkrankte, da er meinte, sie sei in den Augen des Volkes herabgewürdigt. Näheres über dieses Vorkommnis ist in dem bei Georg Müller in München erschienenen „Briefwechsel Tolstois mit der Gräfin M. M. Tolstoj“, S. 174 ff. (Brief 41. und 42) zu lesen.

„Guter Fürst, liebt unsere lustigen Spässe. Es gibt Fürsten, die nicht so sind.“

Endlich hatte Alexej Stepanowitsch alle Sachen im Ridwan untergebracht und festgebunden. Es begann ein Durcheinander, ein Abschiednehmen. Alle drängten sich zu Lew Nikolajewitsch, um ihm zum Abschied die Hand zu reichen. Er grüßte, lächelte, scherzte und versprach fortwährend, im nächsten Jahr wiederzukommen, er sagte, es habe ihm hier gefallen und es sei ihm angenehm gewesen, mit ihnen zu leben. Auch wir, Tschernow und ich, wurden von unsern Kameraden umringt, verabschiedeten uns von ihnen, drückten uns die Hände. Endlich setzten wir uns in den Wagen. „Nun, mit Gott,“ sagte er zum Fuhrmann, nahm seinen Strohhut ab und sagte: „Nun, auf Wiedersehen!“ Auch wir nahmen unsere Hüte ab, schwenkten sie und riefen den Kameraden zu: „Auf Wiedersehen!“ Viele Stimmen antworteten uns: „Glückliche Reise! Wieder! Wieder! Heda, zu uns!“ Und wir fuhren von den Baschkiren fort.

Wieder begann die mühselige Reise. Bis Samara ging es mit Pferden, in Samara übernachteten wir und setzten die Reise auf dem Dampfer bis Twer fort. Von Twer ging es mit der Eisenbahn bis Moskau. Dort stiegen wir im selben Gasthof auf der Pjatnizkaja ab.

„Nun, Alexej Stepanowitsch,“ sagte Lew Nikolajewitsch am Abend, als wir Tee tranken, „hole für den morgigen Tag den Koffer her, den wir hier gelassen haben, packe die Sachen aus, morgen werde ich sie brauchen. Wir aber,“ sagte er zu uns, „wollen nach dem Tee ausgehen. Ihr müßt neue Wämse haben. Morgen gehen wir zu meinen Bekannten, zu den Behrs.“

So begaben wir uns denn nach dem Tee in die Stadt. Unterwegs sagte ich zu Lew Nikolajewitsch: „Das ist doch wohl keine Kleinigkeit, zwei Wämse zu kaufen. Sie werden sich wohl auch etwas kaufen wollen? Daß man uns nur nicht betrügt!“

Lew Nikolajewitsch lächelte und sagte: „Wir wollen auf unserer Hut sein.“

Wir traten in ein Kleidermagazin. Lew Nikolajewitsch fragte: „Hier für die Anaben zwei Wämse!“

Der Verkäufer machte sich zu schaffen, sah mich und Tschernow an, als ob er mit



Alfred Marxer, Schooren-Zürich.

Die Tochter des Künstlers (1916).
Phot. Hermann Lindt, Winterthur.

den Augen Maß nähme, brachte einige Wämse herbei, und Lew Nikolajewitsch wählte selbst zwei aus, die ihm nach Farbe und Güte gefielen. Dann begann das Anprobieren, man kleidete uns an, und der Verkäufer drehte uns vor Lew Nikolajewitsch hin und her und lobte: „Es sieht wie angegossen: das Hintere und das Vordere und der Faltenwurf — alles ist sehr gut.“

Wir drehten uns auch selber hin und her, damit Lew Nikolajewitsch nur ja alles gut ansehen sollte. Der Verkäufer ergriff das Wams beim Ärmel und Kragen und nahm es von mir herunter wie von einem Kleiderhaken. „Befehlen Sie, daß ich es einwicke?“ wandte er sich zu Lew Nikolajewitsch.

„Nein, nein, erst muß man handeleins werden,“ sagte Lew Nikolajewitsch.

Nun begann das Handeln zwischen Lew Nikolajewitsch und dem Verkäufer. Lew Nikolajewitsch wollte einen Viertelrubel dazu geben, nicht mehr, der Verkäufer sträubte sich. Endlich sagte Lew Nikolajewitsch: „Nun, hier sind sechs und ein Quart, mehr gebe ich nicht. Willst du nicht, so gehen wir fort, und wenn du uns zurückrufst, kommen wir nicht mehr herein.“

„Gut, gut, wir geben es zum eigenen Preis. Damit Sie wiederkommen!“

Und Lew Nikolajewitsch bezahlte die Wämslein. Dann kaufte er uns noch hohe Dorfhüte, wie sie damals in Mode waren.

Am andern Tag zog Lew Nikolajewitsch seinen guten Frack an, seine besten Hosen, Handschuhe, setzte seinen hohen, glänzenden Hut auf und ward so ein echter Barin, als welchen wir ihn im Laufe unserer Schuljahre nie gesehen hatten, und wir begaben uns auf Besuch zu seinen Bekannten, den Behrs. Dort waren wir sehr vergnügt, aber verlegen. Lew Nikolajewitsch aber war wie zu Hause. Er setzte sich ans Klavier und zog mich am Ärmel, dazu zu singen. Ich verspüre Verlegenheit in den fremden Wänden unter den unbekannten Menschen, spüre, wie mir in der Kehle etwas stecken geblieben ist, würge wie an einer Kartoffel, dehne die Stimme, die Stimme zittert, versagt; die Fräulein und Herren aber lächeln und loben meine Stimme. Ich stehe da, versinke vor Scham, Lew Nikolajewitsch lacht auch und

erzählt ihnen etwas in einer andern Sprache. Wir tranken mit den andern Tee und aßen mit ihnen zu Mittag. Es waren viele Menschen dort: Militär und Zivil. Von den Behrs kehrten wir nach Hause erst um ein Uhr nachts zurück. Am andern Tag ging Lew Nikolajewitsch wieder zu den Behrs, aber allein. Am dritten Tag verließen wir Moskau und fuhren wieder mit Postpferden und kamen wohlbehalten in Jaknaja Poljana an. Damit endete auch unsere Reise.

Im Dorfe angekommen, fühlte ich, daß es in der Fremde gut, zu Hause aber noch besser sei. Nach der Ankunft kamen alle Kameraden, Lew Nikolajewitsch zur Heimkehr zu gratulieren, und Lew Nikolajewitsch war sehr froh, die alten Bekannten wiederzusehen.

XVI.

Die Schule wurde in diesem Jahre nicht eröffnet, irgend etwas kam ins Wanken. Die Feldarbeiten waren zu Ende, die Feldfrucht war eingebracht, die Schule hätte anfangen können; es war aber, als ob ein stiller Streik durchgeführt würde: statt der früheren siebenzig Schüler hatten sich bloß fünfzehn versammelt. Aus den entfernteren Dörfern war niemand gekommen. Viele unserer Jaknopoljaner ließen nach, der Eltern wegen. Die Väter sagten: „Es ist genug gelernt. Hast was gelernt, und es genügt. Kannst lesen, schreiben, und es genügt. Bist kein kleines Füllen mehr. Es ist Zeit, daß du aus dem Brot kommst!“ Und alle zerstreuten sich, jeder wo anders hin, um sein Brot selbst zu verdienen. So kam die Schule in diesem Jahr auch nicht in Gang.

Lew Nikolajewitsch grämte sich und sagte: „Es ist nicht recht, daß wir aufgehört haben zu lernen, wir hätten noch viel lernen sollen.“

Aber auch Lew Nikolajewitsch sann gleichsam auf etwas anderes. Er fuhr bald wieder nach Moskau, und es ging ein Gerücht, er hätte dort die Tochter Behrs, Sophie Andrejewna, geheiratet, die ich gesehen hatte, als ich mit Lew Nikolajewitsch bei ihnen auf Besuch gewesen war. „Ein gutes Fräulein, hat uns mit Tee bewirtet, wie einen Unverwandten.“ So erzählte ich meinen Kamera-

den. „Gebe Gott Lew Nikolajewitsch ein gutes Leben!“

Wir aber waren traurig, daß Lew Nikolajewitsch heiratete. Wir wußten, daß unsere frühere Vertrautheit mit ihm zu Ende wäre. Nach der Heirat Lew Nikolajewitschs dauerte unsere Schule noch einige Zeit fort; sie war aber schon durchaus nicht mehr dieselbe wie früher. Wir hatten Lehrer: Piótr Wassiljewitsch, Zwán Zwánowitsch und Wladimir Alexándrowitsch; Lew Nikolajewitsch aber besuchte uns selten. Und unsere Schule wurde fade. Die Schüler gingen allmählich auseinander. Binnen wenigen Monaten waren wir unser nur mehr die Hälfte, sogar weniger. In kurzer Zeit nahm auch diese Hälfte noch um die Hälfte ab. Auf den Bänken lichtete es sich immer mehr und mehr. Die letzten Schüler fühlten sich vereinsamt, langweilten sich und wurden düster.

XVII.

Ich erinnere mich nicht, ob unsere Schule auch nur ein Jahr noch nach der Heirat Lew Nikolajewitschs fort dauerte, erinnere mich aber, daß unsere Schule im Jahre 1863 schon ganz geschlossen wurde. Und nichts im Leben ist mir so schwer geworden, wie die Trennung von der Jaknopoljaner Schule und unserm Lehrer Lew Nikolajewitsch.

Ich wurde Fuhrmann, verbrachte so einige Jahre. Lew Nikolajewitsch sah ich in dieser Zeit sehr selten, und die Schulkameraden sah ich auch nur hin und wieder einmal, und auch nur die Jaknopoljanischen. Zu Lew Nikolajewitsch ging ich selten einmal. Eine Vertrautheit gab es in dieser Zeit zwischen uns nicht. Lew Nikolajewitsch war von seinem Familienleben und seinen Schriftstellereien in Anspruch genommen und interessierte sich für uns nicht mehr so wie früher.

Es vergingen viele Jahre, an die fünf- und zwanzig Jahre nach der Schule. Lew Nikolajewitsch wurde alt und begann religiöse Bücher zu schreiben. Ich war zu dieser Zeit schon Vater einer großen Familie. Mich zog es wieder zu Lew Nikolajewitsch hin. Ich begann wieder oft zu

ihm zu gehen, und es kam wieder zu einem Vertrautsein zwischen uns, aber es war ein anderes, ein geistiges Vertrautsein. Wieder begann ich zu fühlen, daß ich mich von Lew Nikolajewitsch nicht losreißen konnte, daß ich an ihm klebte wie Schusterpech. Allein es gelang mir nicht, ihn am Abend seines Lebens so oft zu sehen, wie ich gern gewollt hätte. Das Schicksal riß mich von ihm los. Seit jener Zeit, da ich als Knabe von Jaknaja Poljana fortgefahren bin, lebe ich bis jetzt in Tula, gleichsam als ob ich die Frist eines Verbannten abzubüßen hätte, der an seinen Karren festgeschmiedet ist.

Das sind nun alle meine Erinnerungen an meine Schulzeit. Es sind seit jener Zeit fünfzig Jahre vergangen. Ich bin schon ein Greis. Aber meine Erinnerungen an die Schule Lew Nikolajewitschs und an ihn selbst sind noch ganz klar. Meine Erinnerungen geben mir immer frischen Mut, besonders wenn Betrübliches vorkommt und mein Leben unerfreulich dahinfliehet. In solchen schweren Minuten ziehe ich mich in mich selbst zurück und fange an, mich an mein Leben zu erinnern. Was ist mit mir gewesen? Wer bin ich gewesen? Ich gehe in meinen Erinnerungen immer weiter und weiter zurück und halte bei der Jaknopoljaner Schule und Lew Nikolajewitsch still. Mein Gedächtnis malt mir alles aufs genaueste aus. Ich sehe mich als zehnjährigen Schüler der Schule, sehe den jungen, heitern Lew Nikolajewitsch, das Schlittensfahren vom steilen Berge, die lustigen Balgereien mit Lew Nikolajewitsch, das Schneeballwerfen, das Laptaspiel, die Spaziergänge durch Wald und Flur, erinnere mich an die Gespräche auf der Terrasse, unsere Erzählungen von den Zauberern ... Und ich erwache gleichsam und fühle mich nicht als hinfälligen Greis, dessen Leben verrinnt, sondern als Schüler, als zehnjährigen Knaben. Und die Erinnerungen an jene glücklichen, hellen Tage meines Lebens habe ich nie verloren und werde sie nie verlieren. Meine Liebe zu Lew Nikolajewitsch, die damals in mir entzündet ward, brennt hell in meiner Seele und erleuchtet mein Leben.